

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Lulu : ein Jugenderlebnis [Fortsetzung]
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Lulu

Ein Jugenderlebnis, dem Gedächtnis E. T. A. Hoffmann's gewidmet. Von Hermann Hesse.
(Fortsetzung).

Guten fand Drehdichum die schöne Lulu allein im leeren Wirtszimmer stehen und Weingläser mit einem Tuch ausreiben. Er schenkte sich seinen Becher selber am Fasse voll und setzte sich dem Mädchen gegenüber an den Tisch. Ohne etwas zu reden, blickte er zuweilen freundlich aus seinen alten hellen Augen der Schönen ins Gesicht, und sie, da sie sein Wohlwollen spürte, fuhr unbefangen in ihrer Arbeit fort. Der Philosoph ergriff ein leerer geschliffenes Glas, füllte ein wenig Wasser hinein und begann den Rand, den er befeuchtet hatte, mit der Spitze des Zeigefingers zu reiben. Bald kam ein Summen hervor, und dann ein klarer Ton, der ohne Unterbruch bald schwelend bald schwindend die Stube erfüllte. Die schöne Lulu hörte das feine Singen gern, sie ließ die Hände ruhen und lauschte und ward von dem ewigen süßen Kristallton ganz besaubert, indem der Alte manchmal vom Glase weg ihr freundschaftlich und eindringend in die Augen blickte. Das ganze Zimmer klang von dem Singen des Glases. Lulu stand ruhig dazitten und dachte nichts und hatte die Augen groß wie ein horchendes Kind.

„Lebt noch der alte König Ohneleiß?“ vernahm sie eine Stimme fragen und wußte nicht, war es der Alte, der frage, oder kam die Stimme aus dem Ton des Glases. Auf die Frage aber mußte sie durch ein Nicken antworten, sie wußte nicht warum.

„Und weißt du noch das Lied der Harfe Silberlied?“ Sie mußte nicken und wußte nicht warum. Leiser tönte der Kristallklang. Die Stimme fragte:

„Wo sind die Saiten der Harfe Silberlied?“

Der Ton klang immer leiser und schwang in kleinen zarten Wellen aus. Da mußte die schöne Lulu weinen, sie wußte nicht warum.

Es war ganz still im Zimmer geworden, und so blieb es eine gute Weile.

„Warum weinen Sie, Lulu?“ fragte Drehdichum.

„Ah, hab' ich geweint?“ antwortete sie schüchtern. „Wir wollte ein Lied aus meiner Kinderzeit einfallen; aber ich kann mich nur halb darauf bestimmen.“

Hastig ward die Tür aufgerissen, und die Frau Müller kam hereingerannt. „Was, noch immer an den paar Gläsern?“ rief sie leidend. Lulu weinte wieder, die Wirtin rumorte und schimpfte; beide bemerkten es nicht, wie der Philosoph aus seiner kurzen Pfeife einen großen Rauchringel blies, sich darein setzte und leise auf einem sanften Zugwind durch das offene Fenster fuhr.

IV.

Die Mitglieder des petit cénacle waren im nahen Walde versammelt. Auch der Regierungsreferendar Oskar Nipplein war mitgekommen. Die schwärmerischen Gespräche der Jugend und Freundschaft entspannen sich zwischen den

im Grase liegenden Kameraden, durch Gelächter ebenso oft wie durch Pausen des Nachdenkens unterbrochen. Besonders war von den Dichters Meinungen und Absichten die Rede; denn dieser wollte nächster Tage eine weite Reise antreten, und man wußte nicht, wann und wie man sich wiedersehen würde.

„Ich will ins Ausland,“ sagte Hermann Lauscher, „ich muß mich absondern und wieder frische Luft um mich her bekommen. Vielleicht werde ich gerne einmal zurückkehren; für jetzt aber bin ich dieses engen, burschenschaftlichen Lebens und der ganzen leidigen Studenterei von Herzen satt. Mir ist, als röche mir alles nach Tabak und Bier; außerdem hab' ich in diesen letzten Jahren schon fast mehr Wissenschaft aufgesogen als für einen Künstler gut ist.“

„Wie meinst du das?“ fiel Oskar ein. „Ich denke, bildungslose Künstler, speziell Dichter, hätten wir genug!“

„Vielleicht!“ antwortete Lauscher. „Aber Bildung und Wissenschaft ist zweierlei. Das Gefährliche, was ich im Sinne hatte, ist die verdammte Bewußtheit, in die man sich allmählich hineinstrudiert. Alles muß durch den Kopf gehen, alles will man begreifen und messen können. Man probiert, man mißt sich selber, sucht nach den Grenzen seiner Begabung, experimentiert mit sich, und schließlich sieht man zu spät, daß man den besseren Teil seiner selbst und seiner Kunst in den verspotteten unbewußten Neigungen der früheren Jugend zurückgelassen hat. Nun streckt man die Arme nach den versunkenen Inseln der Unschuld aus; aber man tut auch das nicht mehr mit der ganzen unüberlegten Bewegung eines starken Schmerzes, sondern es ist schon wieder ein Stück Bewußtheit, Pose, Absichtlichkeit darin.“

„An was denkst du dabei?“ fragte hier lächelnd Karl Hamelt.

„Du weißt es schon!“ rief Hermann. „Ja, ich gestehe, mein kürzlich gedrucktes Buch beängstigt mich. Ich muß wieder aus dem Vollen schöpfen lernen, an die Quellen zurückgehen. Mich verlangt nicht so sehr etwas Neues zu dichten, als ein tüchtiges Stück frisch und ungebrochen zu leben. Ich möchte wieder wie in meiner Knabenzeit an Bächen liegen, über Berge steigen oder wie sonst die Geige spielen, den Mädchen nachlaufen, ins Blaue hineinleben und warten, bis die Verse zu mir kommen, statt ihnen atemlos und ängstlich nachjagen.“

„Sie haben recht,“ klang plötzlich die Stimme Drehdichum's, der aus dem Walde hervortrat und mitten zwischen den ins Gras gelagerten Jünglingen stehen blieb.

„Drehdichum!“ riefen alle fröhlich aus. „Guten Tag, Herr Philosoph! Guten Morgen, Herr Neberall!“

Der Alte setzte sich nieder, sog seine Zigarre kräftig an und wendete sein wohlmeinendes, freundliches Gesicht dem Dichter Lauscher zu.

„Es ist,“ begann er lächelnd, „noch ein Stück Jugend in mir, das sich gerne wieder einmal unter seinesgleichen ausplaudert. Wenn Sie erlauben, nehme ich an Ihrer Unterhaltung teil.“

„Gerne,“ sagte Karl Hamelt. „Unser Freund Lauscher sprach eben davon, wie ein Dichter aus dem Unbewußten schöpfen müsse und wie wenig ihm mit aller Wissenschaft gedient sei.“

„Nicht übel!“ entgegnete langsam der Alte. „Ich habe immer zu den Dichtern eine besondere Neigung gehabt und manchen gekannt, dem meine Freundschaft nicht ohne Nutzen blieb. Die Dichter neigen auch heute noch mehr als andere Menschen zu dem Glauben, daß im Schoß des Lebens gewisse ewige Mächte und Schönheiten halbschlummernd liegen, deren Ahnung durch die rätselhafte Gegenwart zuweilen hindurchschimmert wie ein Weiterleuchten durch die Nacht. Dann ist ihnen, als seien das ganze gewöhnliche Leben und sie selber nur Bilder auf einem gemalten hübschen Vorhang und erst hinter diesem Vorhang spiele das eigentliche, das wahre Leben sich ab. Auch scheinen mir die höchsten, ewigsten Worte der großen Dichter wie das Lallen eines Träumenden zu sein, der, ohne es zu wissen, von den flüchtig erblickten Höhen einer jenseitigen Welt mit schweren Lippen murmelt.“

„Sehr schön,“ rief hier Oskar Ripplein, „sehr hübsch gesagt, Herr Drehdichum, aber weder alt noch neu genug. Diese schwärmerische Lehre ist vor hundert Jahren von den sogenannten Romantikern gepredigt worden: man träumte damals auch solche Vorhänge und solches Weiterleuchten. Man hört in den Schulen noch davon reden als von einer glücklich überwundenen Dichterkrankheit, und heute träumt längst kein Mensch mehr so, oder wenn er träumt, so weiß er doch, daß das Gehirn . . .“

„Satis!“ rief da der Kandidat Hamelt. „Vor hundert und mehr Jahren sind auch schon solche . . . solche Gehirnmenschen dagewesen und haben langweilige Reden gehalten. Und heute nehmen sich jene Träumer und Phantasten immer noch stattlicher und liebenswürdiger aus als diese allzuverständigen Schlaumeier. Nebrigens was das Träumen betrifft, auch mir hat es dieser Tage merkwürdig geträumt.“

„Erzählen Sie doch!“ bat der Alte.

„Ein ander Mal!“

„Sie wollen nicht? Aber vielleicht können wir's erraten,“ meinte Drehdichum. Karl Hamelt lachte laut auf.

„Nun, wir versuchen's!“ beharrte Drehdichum. „Jeder stellt eine Frage, auf welche Sie ehrlich mit Ja oder Nein antworten. Erraten wir's nicht, so war's doch ein lustiger Zeitvertreib!“

Alle erklärten sich einverstanden und begannen nun kreuz und quer zu fragen. Die besten Fragen stellte aber immer der Philosoph. Als wieder die Reihe an

ihn kam, fragte er nach einigem Besinnen: „Kam in dem Traume Wasser vor?“

„Ja.“

Nun durfte, weil die Frage bejaht war, der Alte noch eine stellen.

„Quellwasser?“

„Ja.“

„Wasser aus einer Wunderquelle?“

„Ja.“

„Wurde das Wasser ausgeschöpft?“

„Ja.“

„Von einem Mädchen?“

„Ja.“

„Nein!“ rief Drehdichum. „Besinnen Sie sich!“

„Ja doch!“

Also von einem Mädchen wurde das Wasser geschöpft?“

„Ja.“

Drehdichum schüttelte heftig den Kopf. „Unmöglich!“ sagte er wieder. „Hat wirklich das Mädchen selber aus der Quelle geschöpft?“

„Ach nein!“ rief Karl verwirrt. „Es war der Geist Haderbart, der zuerst schöpfte.“

„Ah, nun haben wir's!“ frohlockten die andern. Und nun mußte Karl die ganze Geschichte seines Traumes von der Quelle Lask erzählen.

Alle hörten verwundert und seltsam ergriffen zu.

„Prinzessin Lilia!“ rief Lauscher aus. „Und Silberlied? Woher sind mir doch die Namen so bekannt?“

„Ei,“ sagte der Alte, „die Namen stehen beide in der askischen Handschrift, die Sie mir gestern zeigten.“

„In meinem Liede!“ seufzte der Dichter.

„In dem Bilde der schönen Lulu,“ flüsterten Karl und Erich.

Der Philosoph hatte inzwischen eine neue Zigarette angesteckt und qualmte mächtig ins Grüne hinein, bis er ganz in eine blaue Wolke von Tabakssrauch eingehüllt war.

„Sie rauchen ja wie ein Schornstein,“ sagte Oskar Nipplein und wischte der Wolke aus. „Und was für ein Kraut!“

„Echte Mexikaner!“ rief aus seiner Wolke heraus der Alte. Dann hörte er auf zu qualmen, und als nun ein Windzug die ganze stark riechende Wolke von hinten führte, war er mit ihr verschwunden.

Karl und Hermann rannten hinter der zerstiebenden Rauchwolke her in den Wald hinein. „Dummes Zeug!“ brummte der Referendar Oskar und hatte das unangenehme Gefühl, in zweideutiger Gesellschaft gewesen zu sein. Erich und Ludwig hatten sich schon fortgemacht und wandelten im Golde des klaren Spätnachmittags der Stadt und dem Gasthaus zur Krone entgegen.

Karl und Hermann erreichten die letzten zerflatternden Schleier der Tabakswolke im tiefen Walde und standen ratlos vor einer dicken Buche still. Sie wollten sich eben ins Moos niedersetzen, um wieder zu Atem zu kommen, als hinter dem Baume die Stimme Drehdichum's laut wurde.

„Nicht dort, ihr Herren, dort ist es ja feucht! Kommen Sie doch auf diese Seite!“

Sie kamen und fanden den Alten auf einem großen verborstenen Aste sitzen, der wie ein unformlicher Drache am Boden lag.

„Gut, daß Sie kommen!“ sagte er. „Nehmen Sie doch bitte hier neben mir Platz! Ihr Traum, Herr Hamelt, und Ihr Manuskript, Herr Lauscher, interessieren mich.“

„Zuerst,“ fiel ihm Hamelt ungestüm ins Wort, „zuerst sagen Sie mir doch um des Himmels willen, wie Sie meinen Traum erraten konnten!“

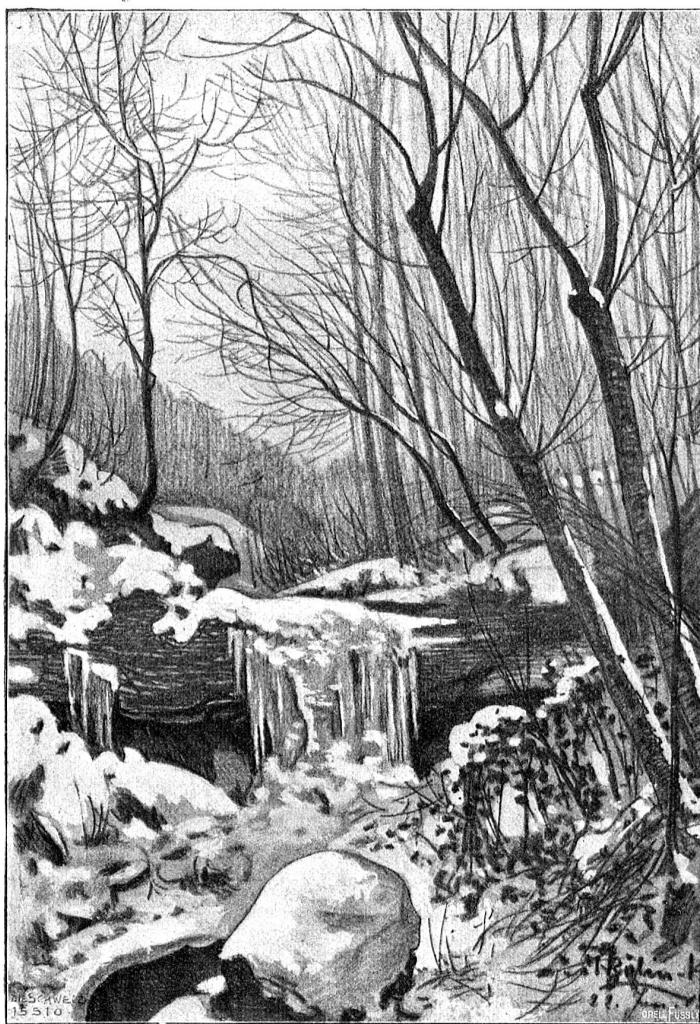
„Und mein Papier lesen!“ fügte Lauscher hinzu. „Ei nun,“ sagte der Alte, „was ist da zu wundern? Man kann alles erraten, wenn man vorsichtig fragt. Zudem liegt mir die Geschichte der Prinzessin Lilia so nahe, daß ich leicht darauf fallen müßte.“

„Eben das ist es ja!“ rief wieder der Kandidat. „Woher wissen Sie denn diese Geschichte und wie erklären Sie es, daß mein Traum, von dem ich doch niemandem ein Wort gesagt hatte, plötzlich in dem rätselhaften Liede unseres Lauscher so auffallend anklängt?“

Der Philosoph lächelte und sagte mit seiner milden Stimme: „Wenn man sich mit der Geschichte der Seele und ihrer Erlösung viel beschäftigt hat, kennt man ähnliche Fälle ohne Zahl. Es gibt von der Geschichte der Prinzessin Lilia mehrere, stark variierende Fassungen; sie spukt vielfach entstellt und verändert durch alle Zeiten und sieht namentlich die bequeme Erscheinungsform der Vision. Nur selten zeigt sich die Prinzessin selbst, deren Vollendungsprozeß übrigens in den letzten Stadien der Läuterung stehen muß, — nur selten, sage ich, erscheint sie sichtbar in menschlicher Gestalt und wartet unbewußt auf den Augenblick ihrer Erlösung. Ich selbst sah sie kurzlich und versuchte mit ihr zu reden. Sie war aber wie im Traum, und als ich es wagte, sie nach den Saiten der Harfe Silberlied zu fragen, brach sie in Tränen aus.“

Die jungen Leute hörten dem Philosophen mit aufgerissenen Augen zu. Ahnungen und Anklänge stiegen in ihnen auf; aber die wunderlich krausen Redensarten und halb ironischen Grimassen Drehdichum's verwirrten ihnen die Füden unlöslich zu peinlichen Schämen.

„Sie, Herr Lauscher,“ fuhr jener fort, „sind Ästhetiker und müssen wissen, wie lockend und gefährlich es ist, die schmale Kluft zwischen Güte und



Elefantenbach bei Zürich. Nach Bleistiftzeichnung von Joseph Kälin-Küppfer, Zürich.

Schönheit zu überbrücken. Wir zweifeln ja nicht, daß diese Kluft keine absolute Trennung, sondern nur die Spaltung eines einheitlichen Wesens bedeutet und daß beide, Güte sowie Schönheit, nicht Prinzipien, sondern Töchter des Prinzips Wahrheit sind. Daß die beiden scheinbar einander fremden, ja feindseligen Gipfel tief im Schoß der Erde eins und gemeinsam sind. Aber was hilft uns die Erkenntnis, wenn wir auf einem der Gipfel stehen und den klaffenden Spalt ständig vor Augen haben? Das Überbrücken dieses Abgrundes aber und die Erlösung der Prinzessin Lilia bedeutet ein und dasselbe. Sie ist die blaue Blume, deren Anblick der Seele die Schwere und deren Duft dem Geist die spröde Härte nimmt; sie ist das Kind, das Königreiche verteilt, die Blüte der vereinten Sehnsucht aller großen Seelen. Am Tag ihrer Reife und Erlösung wird die Harfe Silbersied erklingen und die Quelle Lask durch den neu-erblühten Lisiengarten rauschen, und wer es sieht und

vernimmt, dem wird sein, als wäre er sein Leben lang im Alpdruck gelegen und hörte nun zum ersten Male das frische Brausen des hellen Morgens... Aber noch schmachtet die Prinzessin im Bann der Hexe Bischelgift, noch hallt der Donner jener unheilvollen Stunde im verschütteten Opalschloß wider, noch liegt dort in bleiernen Traumfesseln mein König im zertrümmerten Saal!"

V.

Als die beiden Freunde eine Stunde später aus dem Walde hervorkamen, sahen sie Ludwig Ugel, Erich Tänzer und den Regierungsreferendar mit einer hell gekleideten Dame vom Dreikönigskeller her den Berg hinaufspazieren. Bald erkannten sie mit Freuden die schlanke Lulu und eilten den Ankommenden aufs schnellste entgegen. Sie war heiter und plauderte mit ihrer weichen Liebesstimme harmlos in das Gespräch hinein. Alle setzten sich in halber Höhe des Berges auf eine geräumige Ruhebank. Die helle Stadt lag blank und fröhlich im Tale, und ringsum glänzte der goldene Duft des Abends auf den hohen Wiesen. Die träumerische Fülle des August war herrlich ausgebrettet, aus dem Laub der Bäume quoll schon das grüne Obst, Erntewagen fuhren auf der Talstraße bekränzt und leuchtend gegen die Dörfer und Gehöfte.

"Ich weiß nicht," sagte Ludwig Ugel, "was diese Abende im August so schön macht. Man wird nicht fröhlich davon, man legt sich ins hohe Gras und nimmt teil an der Milde und Zärtlichkeit der goldenen Stunde."

"Ja," sagte der Dichter und blickte der schönen Lulu in die dunkeln, reinen Augen. „Es ist die Reife der Jahreszeit, die so mild und traurig macht. Die ganze reife Süßigkeit des Sommers quillt in diesen Tagen weich und müde über, und man weiß, daß morgen oder übermorgen irgendwo schon rote Blätter auf den Wegen liegen werden. Es sind die Stunden, da man schwiegend das Rad der Zeit sich langsam drehen sieht, und man fühlt sich selber langsam und traurig mitgetrieben, irgendwohin, wo schon die roten Blätter auf dem Wege liegen."

Alle schwiegen und lauschten in den goldenen Späthimmel und in die farbige Landschaft hinein. Leise begann die schöne Lulu eine Melodie zu summen, und all-

mählich ging das halbe Flüstern in ein zartes Singen über. Die Jünglinge lauschten und schwiegen wie berauscht; die weichen süßen Töne der edeln Stimme schienen aus der Tiefe des seligen Abends heraufzukommen wie Träume aus der Brust der einschlummernden Erde.

Aller Friede senkt sich nieder
Aus des Himmels klaren Weiten,
Alles Freuen, alles Leiden
Stirbt den süßen Tod der Lieder.

Mit diesem Verse war ihr Abendlied zu Ende. So gleich begann Ludwig Ugel, der sich zu Füßen der andern ins Gras gelegt hatte, zu singen:

O Brünlein unterm Laube, du feiner Silberquell,
Fließe verstoßen hinunter zur weißen Waldkapelle!
Dort liegt auf harten Stufen im Moos Marienfrau,
Du sollst sie stille rufen — mit Murmeln und nicht rauh.
Und sollst ihr Leise Länden von meiner tiefen Not:
Mein Mund sei, ach, von Sünden und lauter Liedern rot.
Und sollst ihr von mir geben eine Lilie, weiß und rein:
Sie möge mein rotes Leben und meine Sünden verzeihen!
Vielleicht, daß ihre Güte sich lächelnd zu dir neigt,
Der holden weißen Blüte ein süßer Duft entsteigt:
Weil Lieb- und Sonnentrinken des Sängers

Sünde ist,
So sei der rote Liedermund in Hulden rein geflüht!

* * *

Darauf sang auch Hermann Lauscher eines von seinen Liedern:

Der müde Sommer senkt das Haupt
Und schaut sein falbes Bild im See;
Ich wandle müde und bestaubt
Im Schatten der Allee.

Ich wandle müde und bestaubt,
Und hinter mir bleibt zögernd stehn
Die Jugend, neigt das schöne Haupt
Und will nicht färder mit mir gehn.

* * *

Mittlerweile war die Sonne untergegangen, der Himmel floß in rotem Lichte. Der vorsichtige Referendar Ripplein wollte eben schon zur Heimkehr mahnen, da begann die schöne Lulu noch einmal zu singen:

Mein Vater hat viel Schlösser
Und Städte weit und breit,
Mein Vater ist der König,
Der König Ohne Leid.

Und käm' ein schöner Ritter
Und wollte mich befrein,
Dem würde wohl mein Vater
Sein halbes Reich verleih'n.

Man erhob sich nun und stieg langsam den verglühenden Berg hinab. Jenseits auf dem Gipfel der hohen Teck prangte verloren noch ein später Streifen Sonne.

„Woher haben Sie dieses Lied?“ fragte Karl Hämelt die schöne Lulu.

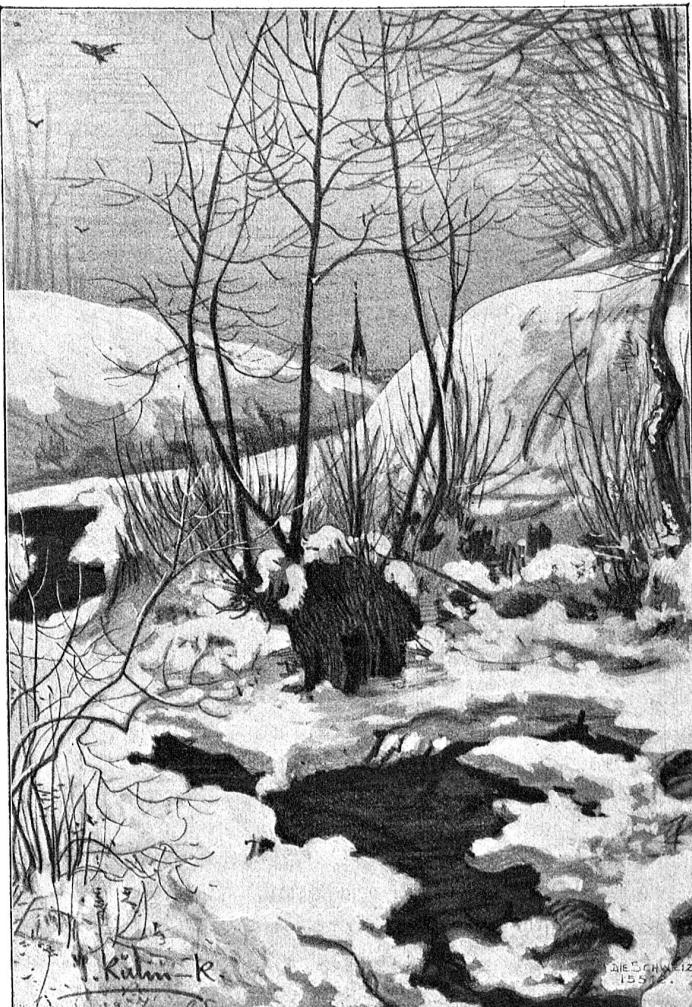
„Ich weiß nicht mehr,“ sagte sie, „ich glaube, es ist ein Volkslied.“ Sie ging jetzt schneller und wurde plötzlich von Angst ergriffen, sie möchte zu spät heimkommen und von der Wirtin gescholten werden.

„Das leiden wir nicht,“ rief Erich Tänzer heftig aus. „Überhaupt habe ich im Sinn, der Frau Müller einmal meine Meinung deutlich zu sagen. Ich werde sie schon . . .“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn die schöne Lulu. „Es würde dann für mich nur schlimmer werden! Ich bin eine arme Waise und muß tragen, was mir auferlegt wird.“

„Ah Fräulein Lulu,“ sagte der Referendar, „ich wollte, Sie wären eine Prinzessin und ich könnte Sie befreien!“

„Nein,“ rief der Schöngest Lauscher, „Sie sind wirklich eine Prinzessin, und nur wir sind nicht Ritter



Elefantenbach bei Zürich. Nach Bleistiftzeichnung von Joseph Külin-Küpfer, Zürich.

genug, Sie zu erlösen. Aber was hindert mich? Ich tue es heute noch. Ich nehme die verdamte Müllerin beim Kragen . . ."

"Still, still!" rief Lulu flehentlich. „Lassen Sie mich doch mein Schicksal allein ertragen! Nur heute tut mir's um den schönen Abend leid."

Man sprach nun wenig mehr und näherte sich rasch der Stadt, wo sich Lulu von den anderen trennte, um allein in die Krone zurückzukehren. Die Fünfe sahen ihr nach, bis sie in die erste dunkle Straße hinein verschwand.

„Mein Vater ist der König,
Der König Ohnelei . . ."

summte Karl Hamelt vor sich hin und machte sich auf den Heimweg nach dem Dorfe Wendlingen.

VI.

Spät am Abend desselben Tages dauerte Erich Tänzer noch in der Krone aus, bis auch Lauscher mit der Nachtkerze in sein Gastzimmer abging und er allein in der stillen Schenkstube war. Lulu saß noch mit am Tische; da stieß Erich plötzlich sein Bierglas heftig zur Seite, ergriff die Hand des schönen Mädchens, sah sie an, räusperte sich und tat folgende Rede: „Fräulein Lulu, ich muß Ihnen eine Rede halten. Ich muß Sie anklagen. Der künftige Staatsanwalt regt sich in mir. Sie sind unerlaubt schön, Sie sind schöner als man sein darf und machen damit sich und andere unglücklich. Versuchen Sie nicht sich zu verteidigen! Wo ist mein schöner Appetit? Und mein herrlicher Durst? Wo ist der Vorrat sämtlicher Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches, den ich mir mit Hilfe von Meisels Repertorium so mühselig in den Kopf geträumt hatte? Und die Pandekten? Und das Strafrecht und der Zivilprozeß? Ja wo sind sie? In meinem Kopf steht nur noch ein einziger Paragraph, der heißt Lulu! Und die Fußnote heißt: O du Schönste, o du Allerschönste!"

Erichs Augen standen weit hervor, ingrimmig knetete seine Linke den neuen modischen Seidenhut zu schanden, seine Rechte umklammerte Lulus kühle Hand. Diese spähte ängstlich nach einer Gelegenheit zu entrinnen. Im Büffett schnarchte Herr Müller, sie mochte nicht rufen.

Da ward unversehens die Türe ein wenig geöffnet, eine Hand und ein Stück Flanellhemdärmels drang durch den Spalt, etwas Weißes entglitt der Hand und flatterte zu Boden; dahinter schloß sich eilends wieder die Türe. Lulu hatte sich losgemacht, sie sprang hinzu und hob ein beschriebenes Blatt Briefpapier vom Boden auf. Erich schwieg verdrossen. Sie aber lachte plötzlich und las ihm das Blatt vor. Darauf stand:

Herrin, wirst du lachen müssen?
Sieh, ein heißes Dichterhaupt,

Das du stolz und kühl geglaubt,
Liegt beschäm't nun dir zu Füßen,
Und ein Herz, dem alle höchste Lust
Wie das tiefste Leid' ward bewußt,
Sittert scheu in deiner kleinen Hand!
Note Rosen, die ich Wandrer fand,
Note Lieder, die ich Sänger sang,
Sehnen sich und welken bang,
Liegen arm zu deinen Füßen — —
Wirst du lachen müssen?

„Lauscher," rief Erich entrüstet, „das Nas! Sie werden doch nicht glauben, es sei dem Lustibus Ernst mit seinen verdamten Versen? Verse! So was schreibt er alle drei Wochen einer andern!"

Lulu gab dem Erregten keine Antwort, sondern lauschte nach dem offenstehenden Fenster hinüber. Von dorther kamen wirre Gitarrengriffe geklungen, und eine Bassstimme sang dazu:

Ich stehe hier und harre
Und spiele die Gitarre . . .
O zögere nicht länger
Und liebe deinen Sänger!

Ein Windstoß warf das Fenster klirrend zu. In diesem Augenblick erwachte der Wirt im Büffett und kam verdrießlich aus der Schanktüre hervor. Erich warf Gelb auf den Tisch, ließ sein Bier stehen, verließ ohne Gruß die Stube und rannte mit einem Satze die Vorstreppe hinunter dem Gitarrespieler in den Rücken, der niemand anders als der Referendar Ripplein war, welcher nun mit Erich zankend und grimmig auf dem Wall unter den Kastanien davonging.

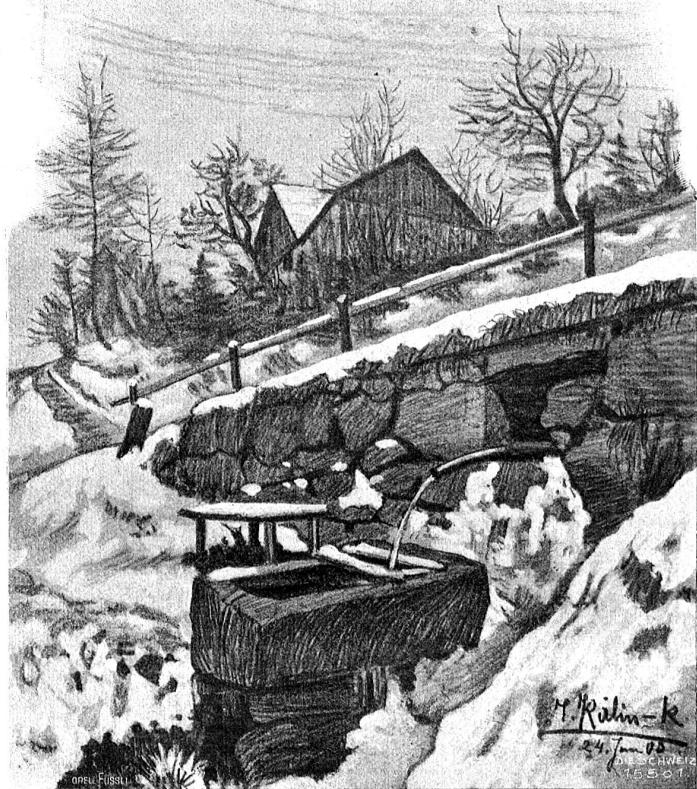
Die schöne Lulu löschte die Gasflammen in Wirtsstube und Flur aus und stieg in ihre Kammer hinauf. Sie hörte beim Vorbeigehen in Hermann Lauschers Zimmer aufgeregte Schritte und öftere lange Seufzer tönen. Kopfschüttelnd erreichte sie ihr Schlafgemach und legte sich zur Ruhe. Da sie nicht sogleich einschlafen konnte, überdachte sie noch einmal den Abend; aber sie lachte jetzt nicht mehr, vielmehr war sie traurig, und alles kam ihr wie ein mißratenes Possenspiel vor. Sie wunderte sich in ihrem reinen Herzen darüber, wie alle diese Menschen so töricht und enge bloß an sich selber dachten und auch an ihr im Grunde doch nur das hübsche Gesicht ehrten und liebten. Diese jungen Männer schienen ihr wie irregelte arme Nachflügler um kleine Lichtlein zu taumeln, während sie große Reden im Munde führten. Es erschien ihr traurig und lächerlich, wie sie immerfort von Schönheit, Jugend und Rosen redeten, farbige Theaterwände von Worten um sich her aufzubauen, indes die ganze herbe Wahrheit des Lebens fremd an ihnen vorüberlief. In ihrer kleinen einfachen Mädchenseele stand diese Wahrheit schlicht und tief geschrieben und daß die Kunst des Lebens im Leidenlernen und Lächelnernen bestehe.

Der Dichter Lauscher lag in seinem Bett im Halbschlummer. Die Nacht war schwül. Rasche, unvollendete, fiebernde Gedanken stiegen in seiner heißen Stirn empor und verloren sich in flüchtig verblassenden Träumen, ohne daß darüber die schwere Schwüle der Augustnacht und das zähe, peinigende Singen einiger Schnaken seinem Bewußtsein entchwunden wäre. Die Schnaken folterten ihn am meisten; bald schienen sie zu singen:

B Vollkommenheit,

Man sieht dich selten, aber heut . . .

hald war es das Lied der Traumharfe. Dann kam ihm plötzlich wieder in den Sinn, daß nun die schöne Lulu seine Verse in Händen habe und von seiner Liebe wisse. Daß Oskar Kippllein das Gitarrefändchen gebracht und daß wahrscheinlich auch Erich heute abend dem schönen Mädchen Geständnisse gemacht habe, war ihm nicht verborgen geblieben. Das Rätselhafte im Wesen der Geliebten, ihre ahnungsvoll unbewußte Verknüpfung mit dem Philosophen Drehdichum, mit der asketischen Sage und Hamelts Traum, ihre fremdartig seelenvolle Schönheit und ihr alltäglich-graues Schicksal beschäftigten des Dichters Gedanken. Daß die ganze eng befreundete Runde des Cénacle plötzlich wie um den Magnetberg um das fremde Mädchen kreiste und daß er selbst, statt Abschied zu nehmen und zu reisen, sich mit jeder Stunde enger vom Netz dieses Liebesmärchens umstricken ließ, daß alles kam ihm nun vor, als wäre er und wären die andern lauter Traumgestalten eines phantasierenden Humoristen oder Figuren einer grotesken Sage. In seinem schmerzenden Haupte stieg die Vorstellung auf, dieses ganze Durcheinander und er selbst und Lulu wären ohnmächtige, willenlose Fragmente aus einem Manuskripte des alten Philosophen, hypothetische, versuchsweise kombinierte Teile einer unvollendeten ästhetischen Spekulation. Dennoch sträubte sich alles in ihm gegen ein solches unglück-



Waldegg an der Wytkonerstrasse bei Zürich.
Nach Bleistiftzeichnung von Joseph Kälin-Kämpfer, Zürich.

liches Cogito: ergo sum, er raffte sich zusammen, stand auf und trat ans offene Fenster. Nun bei klarerem Nachdenken erkannte er bald die hoffnungslose Albernheit seiner lyrischen Liebeserklärung; er fühlte wohl, daß die schöne Lulu ihn nicht liebe und im Grunde lächerlich fände. Traurig legte er sich ins Fenster, Sterne traten zwischen den leichten Wolken hervor, ein Wind ließ über die dunklen Kronen der Kastanien. Der Dichter beschloß, daß morgen sein letzter Tag in Kirchheim sein sollte. Zugleich traurig und erlösend drang das Gefühl der Entzagung durch seinen müden, vom Traum der letzten Tage schwül umfangenen Sinn. (Fortsetzung folgt).

Resignation.

Nachdruck verboten.

Dramolett von Anna Burg, Marburg.

Leonore (brünett, schön und üppig) geht langsam im Zimmer hin und her, blickt hin und da prifend in den Spiegel, dann auf die Uhr, seufzt ungeduldig:

„Ah, noch beinahe eine Stunde!“

(Sie wirft sich in einen Schaukelstuhl, zündet sich eine Zigarette an und schaut mit zurückgelehntem Kopf den Rauchringen nach. Letzes Klopfen).

Leonore: « Entrez! »

Elisabeth (groß und schlank, schuldhones, dichtes Haar, schmales, feines Gesicht mit träumerischen Augen):

„Darf ich dich stören, Liebste?“

(Sie stellt den eleganten Sonnenstuhl in eine Ecke neben der Tür).

Leonore (aufspringend): „Du bist's, Elisabeth! Endlich wieder einmal! Aber gewiß bist du mir willkommen, herzlich sogar!

Ich langweile mich eben sträflich.“

(Sie rückt Elisabeth einen Stuhl zurecht, nimmt ihr den Hut ab und führt sie gärtlich).

Elisabeth: „Warum langweilst du dich? Warum beschäftigst du dich nicht?“